

Westfälisches Landesmuseum

für Kunst und Kulturgeschichte Münster
Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Das Kunstwerk des Monats

Februar 1986



Tasse mit Silhouettenmalerei,
Fürstenberg 1820 (P 1095)

Goldverklärtes Familienglück auf einer Kaffeetasche.

Eine achtköpfige Familie als Tassendekor, das ist die Besonderheit einer Biedermeiertasse, die der seit vielen Jahren segensreich wirkende „Freundeskreis des Westfälischen Landesmuseums“ dem Museum als „Gabe der Freundschaft“ schenkte. Als Kunstwerk des Monats Februar sei über die lebenswerte Neuerwerbung einmal kultur- und kunstgeschichtlich nachgedacht.

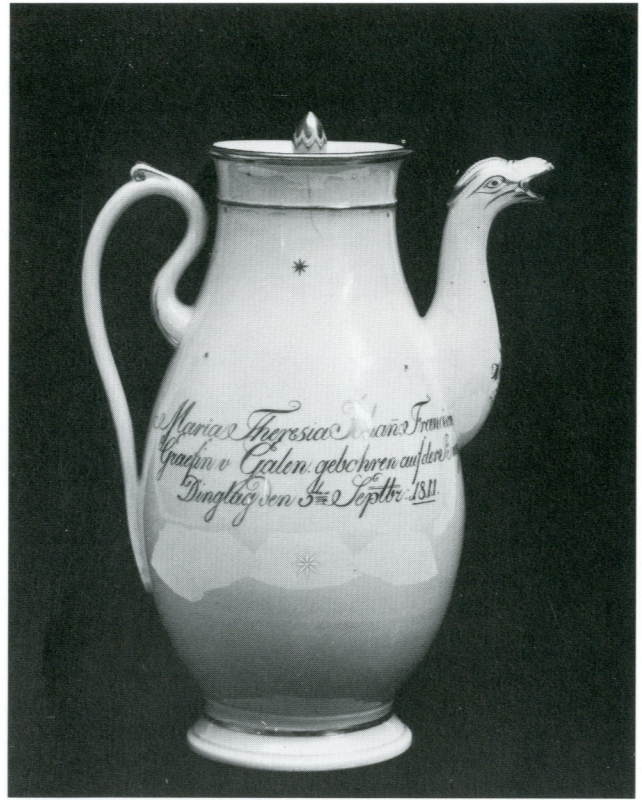
Im Kreise aller Kinder, den holden Gatten ganz nah, wie beglückend muß hieraus ein Täßchen Kaffee gewesen sein!

Von goldenem, graziösem Ranken- und Blattwerk umspielt, in goldenen Medaillons gerahmt, erscheinen auf der Untertasse in zierlicher Silhouettenmalerei die Profilbildnisse von sieben Kindern, angeführt von dem allein, groß und beherrschend auf der Tassenwandung prangenden „Hausvater“, als dem „im würdigen Verstande Ersten der ganzen häuslichen Gesellschaft“ (Christian Fr. Sintenis 1805). Die Mutter fehlt! Für sie war die kostbare Tasse aus Fürstenberger Porzellan gedacht „als Geburtstagsgeschenk für meine liebe Frau, 27. Oktober 1820“.

Wer die glückliche Mutter, wer der aufmerksame, liebende und vor keinerlei Unkosten zurückschreckende Gatte war, ließ sich trotz einiger identifizierender Anhaltspunkte, dem Geburtsdatum der Mutter und sieben Kindervornamen, einstweilen nicht ermitteln. Auch der auffällige Mädchenname Thusnelde führte nicht auf die Spur der silhouettierten Familie.

Nach der modernen und wenig heiligenbezogenen Namensauswahl möchte man die dargestellte Familie eher für evangelisch, als katholisch und eher für bürgerlich, als adelig halten. Die sicherlich sehr teure Sonderanfertigung spricht für Wohlhabenheit, die Wahl des geschichtsträchtigen Vornamens von Tochter Thusnelde für Bildungsbürgertum und den patriotischen Sinn des Auftraggebers. Thusnelde war die Frau des Arminius. Als erste Frau, die aus dem Dämmer der deutschen Geschichte tritt, gewann sie durch Klopstocks (1769) und von Kleists „Hermannsschlacht“ (1808) an patriotischer Aktualität.

Angesichts der Unterbringungsschwierigkeiten einer achtköpfigen Familie auf einer Tasse fragt man sich, ob man der Mutter nicht besser die Familie in Form von Scherenschnitten, gerahmt an der Wand, geschenkt hätte. Nein, wenn die Darstellung des Vaters, von „Mathilde, Arnold, Irma, Thusnelde, Otto, Adolf und Bernhard“ auch gewisse Umstände machte, für die Mutter war eine Kaffeetasche das richtige Geburtstagsgeschenk!



Kaffeekanne, Wallendorf (Thüringen), 1811 (P 1006) (Abb. 1)

In ihrer Zuständigkeit für das Hauswesen war sie das kennzeichnende Attribut ihrer Lebenssphäre. Achtet man auf die Präsentation des Hausvaters, der Hausmutter in Selbstdarstellungen des Bürgertums in der Biedermeierzeit, so werden dem Vater das Prachtstück der Einrichtung, der säulenartige Ofen, die Uhr, die Gemälde, der Sekretär zugeordnet, der Mutter das Bett, die Küche, das Gebetbuch und die Handarbeit. Und wenn es für ein weibliches Wesen neben Kindern, Küche und Kirche überhaupt irgendwelche Interessen gab, dann war es das Kaffeetrinken. Allerorten fanden „Kaffeetanten“ in „Kaffeekränzchen“ zum „Kaffeeklatsch“ zueinander.

„Eher will ich Männer hassen, als den lieben Kaffee lassen“, kommentiert ein Nürnberger Bilderbogen der späten Biedermeierzeit „Frau Immerdurst, geb. Kaffeelieb“, „Vorsteherin der große ‚Kaffeeschwestern Gesellschaft‘“, die Darstellung einer vergnüglich und unersättlich Kaffee trinkenden Matrone. Ihr Lebensbekenntnis zum Kaffee:

Was gleicht dir edler Bohnensaft!
Wo ist ein Trank der solche Kraft
dem Menschen könnte geben?

Trinkt gleich mein Mann
Hans Immerdurst zwölf
Kannen Bier zu Brot und Wurst,
der Kaffee bleibt mein Leben!



Schokoladentassen mit Silhouettenmalerei,
Fürstenberg, um 1770 (P 1093/94) (Abb. 2)

In diesem Sinne waren eine Kaffeekanne, eine Kaffeetasse für ein weibliches Wesen durchaus geeignete Orte des Gedenkens und der Ehrung. Unser Museum besitzt z. B. eine Kaffeekanne der Manufaktur Wallendorf mit der denkmalsartig würdigen Inschrift: „Maria Theresia Johanna Franziska Gräfin v. Galen, gebohren auf der Burg Dinglage den 3.ten September 1811“ (Abb. 1) und zudem eine große KPM-Kaffeetasse mit der Inschrift: „Der guten Hausfrau“.

Es gab aber noch einen zweiten Grund, der Frau Gemahlin zum Geburtstag eine Kaffeetasse zu schenken. Geht man der Ikonographie der Geburtstagsdarstellungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach, so erweist sich das „Täßchen Kaffee“ als fester Bestandteil bürgerlicher Geburtstagsdarstellungen. Man schenkte sich noch keine Pelzmäntel und Mehrkaräter. Die Geburtstagsfeierlichkeiten blieben beschränkt auf den morgendlichen herzlichen Glückwunsch der Familie und ein abschließendes Täßchen Kaffee für die Erwachsenen. Allenfalls steigerte ein Napfkuchen das noch sehr bescheidene häusliche Fest.

Die Gratulanten, die Glückwünsche und das Kaffeetrinken beinhalteten das biedermeierliche Geburtstagszeremoniell. Da war es also von dem liebenden Gatten besonders hintersinnig und sublim, mit dem

Zug der Gratulanten, mit der Zueignunginschrift im Spiegel des Tellers den wesentlichen Geburtstagsgehalten in Gestalt einer Kaffeetasse, in denkmalhafter Erhebung und goldschimmernder Verklärung bleiben den Ausdruck zu geben. Als Geschenk- und Glückwunschtasse wird sie einen besonders ehrenvoll und staubfreien Platz in der verglasten Biedermeiervitrine gehabt haben.

Die Besonderheit dieser 1820 datierten Fürstenberg Geschenktasse ist ihr Silhouettendekor. Ihre große Zeit hatte die Silhouette um 1780. Sie bezog ihren Namen von einem sehr knickerigen französischen Finanzminister, Etienne de Silhouette (1709-1767), der fanatisch für Einsparungen des Staatshaushaltes eintrat. In seinem 1759 in Brie an der Marne erbauten Schlößchen dekorierte er aus Sparsamkeit die Wände mit Schattenrissen, die er selbst anfertigte. Alles, was damals ärmlich, billig und schäbig war, kommentierte man in Paris verächtlich „à la Silhouette“, auch den Schattenriß, an dem man den Maler sparte.

Vielerlei führte zur Popularität und Beliebtheit der Silhouette. Nach der Buntfarbigkeit des Rokokos entdeckte man seine Vorliebe für Schwarz, ob in den schwarzen Roßhaarbezügen, in den Ebenholzeinlagen der Möbel, in schwarzem englischen Basaltge-

schirr oder im Schwarz des Haar- und Eisen- schmucks. Nach der Begegnung mit der schwarzfigu- rigen umrißbetonten Malerei auf antiken Vasen, die man zu Hunderten in Mittel- und Süditalien ausgrub, assoziierte man angesichts von Schattenrissen An- tike. In der Farbwahl des Schwarz glaubte man sich Antike anzueignen. Eine vergißmeinnicht- oder rosen- dekorierte schwarze Silhouette auf weißschimmerndem „antik glatten“ Porzellangrund, das entsprach dem Geschmack um 1780.

Nicht nur durch die Leichtigkeit ihrer Anfertigung und die Antikenbegeisterung erfuhr die Silhouette eine allgemeine Verbreitung. Durch Lavaters „Physio- gnomische Fragmente zur Beförderung der Men- schenkenntnis und der Menschenliebe“, die 1775 bis 1778 erschienen, geriet sie in aller Munde. Es brach ein allgemeiner „Silhouettismus“, „eine Wut von Schattenrissen“, eine „physiognomische Raserei“, eine fast epidemisch zu nennende Selbstergrün- dungswelle aus. Denn so, wie man heutzutage aus der Handschrift Wesenszüge erkennt, so las man damals aus dem Gesichtsumriß den Charakter. „Keine Kunst reicht an die Wahrheit eines sehr gut gemachten Schattenrisses.“ „Die Physiognomik hat keinen zuverlässigeren, unwiderlegbareren Beweis ihrer objektiven Wahrhaftigkeit als die Schattenrisse“, heißt es bei Lavater.

Silhouettieren wurde zum Modesport. Man tauschte Silhouetten, stellte ganze Alben mit Scherenschnitten der Hofgesellschaft zusammen, sammelte, wie die westfälische Stiftsdame Rosine Alexandrine von Korff- Schmising aus Tatenhausen in einem Album „Silhouet- tes chéries“ die Schattenrisse ihrer Freunde. Scheren- schnitte schmückten Bänder, Fächer, Ringe, Medail- lons, Pfeifenköpfe, Tabatièren, Möbel, Gläser und nicht zuletzt die Tassen, Teller, Kannen, Zuckerdosen aller Manufakturen. So bot die Manufaktur Fürsten- berg in ihrem „Preis-Courante“ von 1785 „feinere Tas- sen mit Buchstaben und Silhouetten“ an.

Zwei solche Tassen „mit Buchstaben und Silhouetten“ besitzt das Museum seit wenigen Monaten – anmu- tige, deckelbekrönte Kakaotassen mit subtil gemalten Silhouetten (Abb. 2). Goldene rosendekorierte Initialen identifizieren die Silhouettierten, die einst genüßlich Schokolade Schlürfenden, als Herzog Ferdinand und Herzogin Auguste Dorothea von Braunschweig, als Bruder und Schwester des Gründers der Manufaktur Fürstenberg. Diese, hochdurchlauchtigster Benut- zung zugeordneten Tassen sind entsprechend von aller- höchster Qualität. Sie sind persönliche Geschenke von Frau Margot Müller-Habig aus Oelde und dem Rei- sebüro Paul Lückertz in Münster, zweier porzellanbe- geisterter Freunde des genannten „Freundeskreises“ an das Museum.

Die Tassen gehörten vermutlich in den Zusammen- hang eines Familiengeschirrs, bei dem die ganze her- zoglich braunschweigische Familie in das Schokola- denvergnügen eingeplant war. Ebenso gibt es ein Kaf- feeservice Friedrich Wilhelms II., das auf jedem Ge- schirrteil die Silhouette eines Mitgliedes der Königli- chen Familie zeigt, sowie ein Wiener Déjeuner, bei dem auf Kannen, Tassen und Zuckerdose die Silhouetten der Erwachsenen, auf dem Tablett die der Kinder er- scheinen.

Man ließ sein Profilbildnis von einem Hof-, Wander- oder familieneigenen Silhouetteur aus schwarzem Pa- pier schneiden. Dazu saß man zuvor, von einer starken Lichtquelle beleuchtet, hinter einem aufgespannten Papierbogen, auf dessen Vorderseite der Silhouetten- künstler den sich abzeichnenden Schatten nachzog und schwarz ausmalte. Mit Hilfe eines 1603 schon er- fundenen optischen Instruments, des sogenannten Storchenschnabels, konnte das lebensgroße Konter- fei verkleinert werden, ohne daß die Feinheiten des Umrisses verloren gingen. „Jedermann war darin ge- übt und kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte, die Storchens- schnäbel durften nicht rasten“, schrieb Goethe 1791 in seinen Aufzeichnungen aus der Campagne in Frank- reich.

Die auf diese Weise gewonnenen Silhouetten – oft die Schattenrisse der ganzen Familie – sandte man in die Manufaktur ein. 1820, als die zum „Kunstwerk des Mo- nats“ erwählte Tasse entstand, war die Silhouette in der „ersten Gesellschaft“ bereits aus der Mode. Die Herzöge und Herzoginnen von Braunschweig ließen sich nicht mehr silhouettieren. Um diese Zeit gewann das Bürgertum Freude an der Kunst des Scheren- schnittes, besonders an ganzfigurigen szenischen Sil- houetten. Und die Studenten brachten die Silhouette in Stammbüchern und Alben zu einer späten, teils mehrfarbigen Nachblüte.

Sie wurde dem Bürger der Ersatz für teure Miniaturen auf Elfenbein. Mit ihnen konnte er jetzt überall seinem Familiensinn – über dem Sofa oder auf der Schnupf- tabakdose – Ausdruck geben und sich des glücklich- problemlosen Gleichklangs seiner Familie in goldver- klärtem Idealbild auf einer Kaffeetasche erfreuen.

Hildegard Westhoff-Krummacher